

Wir sind die Neuen

Als der Beruf erfunden wurde, waren Land und Kirche im Aufbruch: mehr Demokratie wagen, Frauen gleichberechtigten, neue Lieder singen. Pastoralreferent*innen sind das personalisierte Aggiornamento. Was ist davon geblieben?, fragt **Christiane Florin**

1971 wird ‚aufmüpfig‘ das Wort des Jahres. Zum ersten Mal vergibt die *Gesellschaft für Deutsche Sprache* diesen Titel. Sie kürt damit ein Wort, das schlaglichtartig den Geist der Zeit erfassen soll.

An der Spitze der deutschen Charts steht 1971 der *Song of Joy*, eine Pop-Fassung von Beethovens Schlusschor der Neunten Sinfonie. Sänger Miguel Rios hat lange, lockige Haare, im Musikvideo räkelt er sich in einer oben eng anliegenden purpurfarbenen Schlaghose auf den Treppen eines ehrenwerten Säulengebäudes. Er entwindet die Klassik-Hymne den bildungsbürgerlichen Ständen.

Bundesinnenminister Hans-Dietrich Genscher verfügt 1971, dass auch unverheiratete weibliche Wesen in offizieller Kommunikation als Frau angesprochen werden sollten, nicht mehr als Fräulein.

DAS BRANDT-LAND MACHT SICH LOCKER

In seinem Song *Als Willy Brandt Bundeskanzler war* reimt der Liedermacher Funny van Dannen: „Die Welt war jung und Deutschland ein Wort/Und Squash war noch gar kein Sport/Da machte Urlaub noch richtig Spaß/Und im Fernsehen gab’s ‚Wünsch Dir was!‘/Da war das Klima noch okay/Und mein großer Bruder sparte auf einen Opel GT.“

Das Brandt-Land macht sich locker. Drei Jahre nach den Straßenprotesten von 1968 erreichen einige umwälzende Gedanken den Alltag: Demokratisierung, Befreiung vom Patriarchat, soziale Gerechtigkeit. ‚Aufmüpfig‘ klingt freundlicher als Klassenkampf und Feminismus, es bezeichnet die verdauliche Rest-Revolution.

Auch die katholische Kirche lässt unter den Spitzengewändern die Schlaghose durchblicken. Sechs Jahre nach dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils, drei Jahre nach der Enzyklika *Humanae Vitae* und dem wilden Essener Katholikentag beginnt am 3. Januar 1971 die Würzburger Synode. Am Ende steht ein fast 1000-seitiges Beschlussdokument, das an einigen institutionellen Säulen rüttelt: an der Ständeordnung, also dem Unterschied zwischen Klerus und Lai*innen, und an der Geschlechterordnung. Der Frauendiakonat wird gefordert.

— Christiane Florin

Dr. phil., Journalistin und Buchautorin; arbeitet seit 2016 als Redakteurin für Religion und Gesellschaft beim *Deutschlandfunk* in Köln; vorher Redaktionsleiterin der ZEIT-Beilage *Christ&Welt*. Für lebhaftes Diskussionsmanagement sorgte ihr Buch *Der Weiberaufstand* (2017), 2020 erschien von ihr: *Trotzdem. Wie ich versuche, katholisch zu bleiben*.

SYNODALES ‚WÜNSCH DIR WAS‘

Das synodale ‚Wünsch Dir was‘ verschwindet hinter den sieben Hügeln Roms, kein Beschluss wird umgesetzt. Aber das katholische Lebensgefühl verändert sich. Der Gemeindealltag sieht aufmüpfig aus: Vor allem Jugendliche und junge Erwachsene wollen Songs singen, nicht nur die alten Kirchenlieder. 1971 entsteht im Erzbistum Köln der AK Singles, im Bistum Limburg im selben Jahr der Arbeitskreis Kirchenmusik und Jugendseelsorge. An die Wände der Kirchen kommt Gewebtes und Gebatiktes. Die Fürbitten klingen politisch.

‚Pastoralreferent‘ ist das Kirchenwort des Jahrzehnts. ‚Pastoralreferentin‘ erst recht. Die Neuen haben mindestens drei Akkorde

auf der Gitarre drauf und können batiken. Kirchenrechtlich betrachtet sind sie Lai*innen, dennoch entschärfen sie die römisch-katholische Stände- und Geschlechterordnung. Sie sind zwar ungeweiht, aber durch ihre Ausbildung eingeweiht in die Geheimnisse der Voll-Theologie. Der neue Berufsstand lebt davon, anders zu sein als die Priester. Der Herr Pastor ist Anfang der 1970er noch eine Autorität. „Hochwürden“ nennen die Älteren ihn immer noch. ‚Anders sein‘ als Hochwürden heißt: nahbarer – und weiblicher. Pastoralreferent*innen haben keine Rücken-zum-Volk-Geschichte hinter sich. Frauen in einem akademisch-kirchlichen Beruf sind ohnehin ohne Vergangenheit. Die Pfarrer müssen sich auf weibliche Wesen gefasst machen, die überqualifiziert sind für Blumenpflege und Kaffeekochen.

‚Pastoralreferent‘ ist das Kirchenwort des Jahrzehnts. ‚Pastoralreferentin‘ erst recht.

KLIMA ZWISCHEN KÜHLE UND SCHWÜLE

Die Neuen sind Anfang der 70er ein Zeichen der Zeit. „Ihr Berufsbild müssen Pastoralreferenten vorwiegend selbst definieren“, heißt es in einem Artikel in der FAZ zum 25. Jubiläum der Berufsgruppe leicht bedauernd. Sie dürfen es selbst definieren, jedenfalls können sie das tun, was nicht ausdrücklich verboten ist. Sie sollen spüren, „worauf es ankommt, wenn er kommt“, wie es in einem bekannten Neuen Geistlichen Lied heißt. Das kommt an der Basis gut an. Die Pastoralen sind das personifizierte Aggiornamento. Sie brechen auf, ohne genau

zu wissen wohin.

Weniger nostalgisch besehen, ist das Klima 1971 nicht so okay, wie es Funny van Dannen in seinem Brandt-Lied ironisch

besingt. Das Betriebsklima in den Gemeinden ist es auch nicht. Seelsorger und Seelsorgerin dürfen sich die Neuen anfangs noch nicht nennen, als „in der Seelsorge tätig“ stehen sie in Telefonbüchern.

Pastoralreferentinnen der ersten Stunde berichten von einem Klima zwischen Kühle und Schwüle. Sie werden einerseits als unmündiges Fräulein behandelt, andererseits wirken die Klischees vom unrein-verführerischen Weib weiter. Als Priesterweisheit gilt: Zwischen einem geweihten Mann und einer Frau muss mindestens ein Möbelstück stehen. Schwangere Pastoralreferentinnen sollten sich besser zurückziehen. Das Zweite Vatikanum preist zwar die eheliche Hingabe, doch die sichtbaren Folgen irritieren manche Priester.

HAUPTSACHE SEELSORGE, WEIHE NEBENSACHE

In den 1970ern und 80ern ziehen sich auch Pfarrer T-Shirts statt Collar-Hemd an und lernen drei Akkorde auf der Gitarre. Der große Unterschied zwischen Hochwürden und Lai*innen wird weniger sichtbar. Nur die Co-Klerikalist*innen in den Gemeinden beharren auf dem Standes-Abstand: Die Oma möge bitte der richtige Pastor beerdigen, nicht der Pastoralreferent und schon gar nicht „das Mädchen“. Das hören Pastoralreferent*innen oft. 50 Jahre und -zig Gemeindegemeinschaften später sind solche Töne leiser geworden. Hauptsache Seelsorge, Weihe Nebensache. Der Priesterstand hat durch die massenhafte sexualisierte Gewalt Ansehen verloren, Hochwürden ist tief gefallen. Missbrauch ist auch Machtmissbrauch, das bescheinigen alle einschlägigen Studien. Pastoralreferentinnen und -referenten hingegen stehen kaum unter Machtverdacht. Es ist zum Vorteil geworden, kein Kleriker zu sein.

Eine Etappe auf dem Weg zu Gleichberechtigung ist der neue Beruf nicht geworden.

Weil der Weihwasserspiegel kirchlichen Grundwissens sinkt, merken viele religiöse Endverbraucher*innen nicht einmal, ob bei Großmutter Beerdigung der Priester spricht oder der Pastoralreferent. Pastoralreferentinnen ernten schon mal den erstaunten Ausruf: „Ach, hat die katholische Kirche jetzt auch Pfarrerinnen? Das wusste ich ja gar nicht. Wie schön!“ Eine Etappe auf dem Weg zu Gleichberechtigung ist der neue Beruf nicht geworden. Der Theologe

Das Kirchenwort des Jahres 2021 ist ‚Nische‘.

Daniel Bogner spricht in dieser Hinsicht von einer „handlungstheoretischen Sackgasse“. Frauen bleiben in der katholischen Kirche systemisch diskriminiert, der Altarraum sieht – Pastoralreferentinnen sei Dank – bloß weiblicher aus.

GENERATION VOLKSKIRCHE

Erklingt zum 50jährigen Dienstjubiläum des Berufs ein *Song of Joy*? Ist vom Locker-Land des Jahres 1971 etwas übrig? Mit dem Slogan „Echt-sinnvoll“ wirbt das Erzbistum Köln für theologisch Nachwuchskräfte. Als sinnstiftend empfinden die meisten Pastoralreferent*innen ihre Aufgaben. Sie haben Joy am Beruf. Der durchschnittliche Pastoralreferent ist 50 Jahre, ergab eine Analyse in 20 Bistümern. Da wirkt also die Generation Volkskirche in den Gemeinden. Sie ist aufgewachsen in jenem Jahrzehnt, als die Pfarrheime zu klein wurden, weil so viele mitmachen wollten beim Singen neuer Lieder, beim Weben neuer Stoffe. Das Kirchenwort des Jahres 2021 ist ‚Nische‘. Die lehramtlichen Positionen werden – anders als 1971 – nicht einmal mehr gesellschaftlich breit diskutiert. Sie werden in TV-Runden allenfalls vorgeführt, als exotisch, randständig, ausgrenzend. Der Traum von der Demokratisierung ist nicht wahr geworden. Die katholische Kirche ist jene autoritäre Institution geblieben, die sie 1870 wurde und 1970 immer noch war, getarnt mit Batikshirt und Gitarrenmusik. Anders als in Miguel Rios Joy-Video sind die Säulen des altherwürdigen Gebäudes Kirche nicht

nur Deko. Die Geschlechterordnung und die Ständeordnung stehen so stabil da, als seien sie eine selbsttragende Konstruktion.

DAS GUTE UND DAS GIFT

„Aber in meinem Bereich habe ich mir einen Freiraum geschaffen. Was habe ich mit Rom zu tun?“, das ist der Pastoralreferent*innen-Standardatz. Das heißt: Besser an der Basis handeln als auf die da oben warten. Jetzt ist die Zeit, die Stunde der Großreform schlägt nie. Dieses Lob der Nische zeugt nicht unbedingt von Resignation, aber von mangelnder Identifikation mit dem großen Ganzen. Die Arbeitgeberin wird in Kauf genommen, stolz macht es längst nicht alle, dass sie für Mutter Kirche arbeiten. Apropos: Wer sagt schon noch ‚Mutter Kirche‘?

Was vor 50 Jahren ‚aufmüßig‘ genannt wurde, heißt nun pastoraler Ungehorsam: die Regenbogenfahne hissen, gleichgeschlechtliche Paare segnen, als Pastoralreferentin predigen. Wir sind die Neuen, so war das Selbstverständnis zu Anfang. Wir sind die Guten – so ist das Selbstverständnis jetzt. Die Guten mildern giftige Strukturen. Sie müssen damit rechnen, verrechnet zu werden nach dem Motto: „In den Gemeinden geschieht so viel Positives, Kirche ist doch nicht nur Missbrauch!“ Doch das Gute wiegt die Verbrechen und ihre Vertuschung nicht auf.

Es ist zur Gewissensfrage geworden, in dieser römisch-katholischen Kirche Mitglied zu bleiben, sie mit Geist und Geld zu unterstützen. Es ist zur Gewissensfrage geworden, für sie zu arbeiten.